

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1928

207 (5.9.1928) Die Mußestunde

Welt und Wissen

Millionenluft vor dem Hunger. Eine der größten Völkerwanderungen vollzieht sich, bisher ziemlich unbeachtet, aus den nördlichen Provinzen Chinas, besonders aus der Provinz Schantung, wo Hungersnöte, Krieg, Trockenheit und Steuern die größte Not geschaffen haben, nach der Mandchurie, die eins der fruchtbarsten Ackerländer der Welt ist und wo sich noch große unbebaute Gebiete finden. Ganze Städte und Dörfer sind in der Schantungprovinz verlassen worden und liegen vollkommen verödet da. Im vergangenen Jahre wanderten wenigstens eine Million Menschen nach der Mandchurie aus. In diesem Jahre dürfte die Zahl der Auswanderer, die nach neuen Heimaten suchen, dreie bis vier Millionen betragen. Wie aus Schanghai berichtet wird, erreichte die Flucht vor dem Hunger einen Höhepunkt im April, als fast 800 000 Chinesen durch Charbin kamen, das der Hauptbahngangspunkt nach den neuen Gebieten ist, und im Mai hat die Zahl der Auswanderer mindestens eine Million betragen. Genaue Zahlen lassen sich nicht feststellen, da die Chinesen auf den verschiedensten Wegen ihre Heimat verlassen. Im April wurde aus zwei chinesischen Dörfern in Schantung gemeldet, daß an einem Tage gegen 10 000 Flüchtlinge auf Dampfern und kleineren Booten nach den mandchurischen Dörfern abgefahren sind. Dergezügliche Szenen spielen sich in den vom Hunger gepeinigten Gebieten und auf der Wanderung ab. Ein Gebiet von etwa 100 Quadratmeilen ist hauptsächlich in Mitleidenhaft gesessen und man nimmt an, daß ein Drittel der Bevölkerung dieser Gegend, eine Million Menschen, dem Hungertod ausgeliefert sind. Hilfeleistungen sind von den Vereinigten Staaten in Aussicht gestellt, wo bereits eine Summe von 10 Millionen Dollar zu diesem Zwecke zusammengebracht worden ist. Die Hilfeleistungen an Ort und Stelle sind ganz ungenügend. Als Beispiel der Tragödien, die sich auf dieser Völkerwanderung ereignen, wird aus Tientsin ein Vorfall gemeldet, bei dem ein Flüchtling mit seiner Frau und zwei Töchtern vollkommen mittellos geworden war, als er Tientsin erreichte. In der Verzweiflung verkaufte er eine Tochter für 20 *M.* an den Besitzer einer Singpielhalle. Daraufhin erhängte sich die Frau auf dem Perron der Eisenbahn, und der Mann erzwangte aus Kummer darüber seine zweite Tochter und beging Selbstmord, während Tausende von Flüchtlingen dem entsetzlichen Vorgang zusahen.

Literatur

Zur beruflichen Gliederung der Abgeordneten in den deutschen Parlamenten erschien loben eine politisch sehr wichtige Studie von Dr. Walter Kamm (3 *Nm.*) im Verlag G. Braun in Karlsruhe. — Dem deutschen Parlamentarismus der Nachkriegszeit tut es Abbruch, daß er noch keine historische Tradition besitzt, daß Anwürfe gegen ihn leicht zu machen sind, ohne daß seine Gegner oft ernsthaft wüßten, was an dessen Stelle zu setzen wäre. Dieser, oft an Verantwortungslosigkeit grenzenden Haltung, aber besonders auch der sachlichen Arbeit im und am parlamentarischen Leben soll diese Untersuchung zeigen, welche in Wirklichkeit treibenden Kräfte kulturell, sozial und wirtschaftlicher Art mitbestimmend wirken für die berufliche Gliederung der Abgeordneten der beiden größten deutschen Parlamente, wobei der bayerische und der badische Landtag als Ansätze kleiner Volksvertretungen berücksichtigt werden. — Die bunte Bewegtheit der gesamten Lebensvorgänge erfordert da, wo sie für den Staat wichtig wird, für dessen parlamentarische Repräsentanten eine Annahme wissenschaftlichen Stoffs, dessen Kenntnis — das ist das Ergebnis dieser mit vielen statistischen Belegen versehenen Arbeit — die Parteien nur dann sachlich richtig und unbeeinträchtigt von gegnerischen Interessenwahrnehmungen erlangen können, wenn sie ihre Fraktionen so zusammenschließen, daß für jede auftretende Frage, für jedes Problem, für jede Auskunfterteilung ein sachverständiger Abgeordneter sich möglichst in ihren Reihen befindet. So scheint sich in den modernen Parlamenten eine rationale, den Aufgaben angepaßte berufliche Gliederung der Abgeordneten anzubahnen, die, neben einer größeren Sachlichkeit der Arbeit, den großen staatspolitischen Aufgaben des Parlaments mehr Kraft und innere Sammlung wird entgegenbringen können. — Für den Parlamentarier, für den Hochschullehrer, den Studenten, für den Gebildeten jeglichen Berufs wird in dieser Untersuchung manche Anregung gegeben und eine weitere Bude gestellt, um die Unüberschaubarkeit des modernen Staats- und Kulturlebens von dieser einen Seite her vernünftig zu helfen.

Allgemeine Stat-Post (AS). Unter diesem Titel hat der bekannte Verlag C. F. W. Berger u. Co., Berlin W. 48, Puffkammerstraße Nr. 19, dem auch die Deutsche Kreuzworträtsel-Zeitung angegliedert ist, einem allgemeinen Bedürfnis nachgekommen, eine so interessante wie vielseitige Stat-Zeitung herauszubringen. Es sind in derselben für Statistiker jeden Grades, vom Anfänger bis zum routinierten Kenner, eine ansehnliche Reihe Aufgaben und Probleme enthalten; interessante Artikel über die möglichen Statfragen, eine sich durch alle erscheinenden Nummern fortsetzende Anleitung zur Erlernung des Statistisches, ein heiterer Stammtisch, eine Rätsel- und Scherzseite, sowie ein spannender Roman füllen die Seiten dieser in besonderer Aufmerksamkeit 14tägig erscheinenden Zeitschrift. An keinem Stammtisch und in keiner Familie, wo Stat gespielt wird, dürfte

... diesen Aufgaben ...

Die Überwindung des Minderwertigkeitsgefühls durch Selbsterziehung, erläutert an einem praktischen Beispiel Dr. Künkel, Berlin, im Septemberheft der „Neuen Frauenkleidung und Frauenkultur“. Auch in seinem weiteren Inhalt gibt das neue Heft wertvolle psychologische Richtlinien und neue Orientierung in wichtigen Zeitfragen. So spricht Hilde Subr über den Wert der Illusionen. Werner Subr ergalbert den Weg des Tanzes. Elsebeth Krutenberg äußert sich über das schwierig zu lösende Problem „Mutter und Tochter“. Von besonders praktischer Bedeutung sind die Beiträge des bekannten Bodenreformers Ad. Damaschke über die Wohnungsfrage und von Dr. Düner-Banotti über „Wie bekomme ich Geld zum Bauen“. Die Bedeutung der Hausfrau als wirtschaftlicher Maßfaktor und seine damit verbundene Einstellung und Ausnutzung erläutert Dr. Bornemann, indem er auf die bewusste Verantwortung und den Einfluß der Frau auf diesem Gebiet hinweist. Im Rubrikteil fesseln vor allem die eigenartigen Lösungen des Brautgewandes. Dem Heft liegt außerdem ein Handarbeitsbogen bei. Es kostet einzeln 1.25 *M.*, im Mononement 1 *M.* Braun durch jede Buchhandlung, die Post oder den Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B. Probenummern kostenlos.

Räselecke

Silben-Rätsel

a — a — an — bert — bet — cel — ge — bi — drid — dul — ei — ei — el — en — es — gard — her — irm — fi — fon — lo — loe — lu — lu — ma — mant — mer — mi — mo — nat — ni — ni — pe — rich — si — ster — taet — ter — to — ti — tor — um — u — ver — we — si.

Aus den vorstehenden 46 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, zusammenhängend gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben. Bedeutung der einzelnen Wörter:

1. Hauptleiter der Elektrizitätsmaschine, 2. Raubtier, 3. Volksstamm des arktischen Amerika, 4. weiblicher Rufname, 5. Edelstein, 6. Alpenblume, 7. berühmter Maler, 8. Hauptstadt Spaniens, 9. Metall der Tonerde, 10. Musikinstrument, 11. männlicher Rufname, 12. Baum, 13. Schlange, 14. Sammelleine, 15. Gefäß, 16. Hochschule, 17. Gebiet Inner-Asiens, 18. Vogel (oder Fluß).

Zusammenstell-Rätsel

**Eva N. Brohmer
Karl Stern-Elsau**

empfehlen sich als Verlobte.

Durch Umstellung der Buchstaben von Vor- und Sunamen kann man die Vaterstädte des jungen Brautpaares finden.

Räseelauslösungen

Wörterrätsel: Mit den Jahren steigern sich die Prüfungen. **Scherz-Buchstabenrätsel:** Bengel — Enkel.

Richtige Lösungen fanden ein: Emma Widmer, Eugen Hochwart, Kol' Armbruster, Viel' Böttlinger, Friedrich Küster, Anna Ansel, Friedrich Ritzsch, Lorenz Pirring, Karlsruhe; A. Schäfer, Karlsruhe-Darlanen.

Nachtrag zu den Lösungen der vorletzten Nummer der MUSENUMMERE: Wilhelm Dolbe, Weingarten.

Witz und Humor

Der Boxer. Der neuvermählte Boxer (landet am Morgen nach der Hochzeit seiner jungen Frau einen kleinen Kinnhaken): „Sool!“

Die Vermählte (aus der Ohnmacht erwachend): „Aber warum? ... Hab' ich denn was angefaßt?“
Der neuvermählte Boxer: „Nein. Ich wollte dir bloß zeigen, was du kriegen würdest, wenn du mal was anstellst!“

Lieber Simpliciſsimus! Religionsstunde im ersten Kurs der Mädchenschule einer Kleinstadt. Das kleine Pieschen hebt den Finger: „Bitt' schön, Herr Kooperator, machen S' mir 's Hoerel auf, ich' ruh' hinausgehen!“

Leise lächelnd willfährt der weiterfahrende Geistliche, kann sich aber im Hinblick auf die im Klassenzimmer sitzende Klosterfrau nicht der Frage enthalten: „Warum sagt denn das nicht der Klosterfrau?“ Mit kindlich-folktisch-schamhaftem Augenaufschlag Pieschen: „Weil ich mich antere!“

Arbeiterjüngerei in Hannover. Umzug durch die Stadt. Die einzelnen Abordnungen sind gekennzeichnet durch Tafeln mit dem Namen des Vereins und dem Wahrschein ihrer Stadt.

Beim Vorbeimarsch der Abteilung Berlin-Cöpenick ruft einer aus dem spatererbildenden Publikum: „Wo habt ihr denn euren Hauptmann gelassen?“ Worauf die prompte Antwort erfolgte: „Den hat uns euer Haarmann jefressen!“

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter, Karlsruhe.

Die Klupbestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

36. Woche 4. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 5. Sept. 1928

Gedenkst du noch, Maria ...

Von Alexei Tolstoj (1817—1875).

Gedenkst du noch, Maria:
Am altertümlichen Haus
Ruheten die hundertjährigen
Vindem im Weher aus

Die schweigenden Aulen,
Der Garten: vernachlässigt und wild ...
In hohen Galerien
Reichte sich Bild an Bild ...

Gedenkst du noch, Maria
Wenn um die Abendzeit
Vom fernen Dorf das Häuten
Kam ... über die Acker weit ...

Frage dich hinter dem Garten
Den Fluß an selber hin.
Die Stiege leuchtete golden,
Die Kornblumen blühten darin ...

Und wie wir zum ersten Male
Den Saun durchstießen zu zweit:
Gedenkst du noch, Maria
Der unwiederbringlichen Zeit?

(Nach dem Russischen von Thea Reimann.)

Tolstoj — der Mensch, Dichter und Prophet

(Zu seinem 100. Geburtstag.)

Von Kurt Offenbura.

„Glückliche Perioden in meinem Leben waren nur die, wo ich mein ganzes Leben in den Dienst der Allgemeinheit stellen konnte.“ (Tolstoj, Tagebuch.)

Seine Eltern sterben, als er noch ein kleiner Knabe ist. Aber sie haben seinem Charakter jene Spannungen mitgegeben, die in diesem einsamen Menschen den ausweichenden Lebemann, den großen Dichter und Propheten vereinigen. Diese Eigenschaften: ein gewaltiger Lebenswille, eine schwebelartige Sinnlichkeit, Verjüngung und Stolz auf der einen Seite und auf der anderen Sensibilität der Seele, eine hochliegende Phantasie, ein strenges Verantwortungsgefühl, ein Wahrheitsfanatismus bis zur Selbstzerfleischung, — alle diese Eigenschaften haben im Menschen Tolstoj nie eine reiblose Harmonie ergeben.

Diese zwiespältigen und grobartigen Charakteranlagen stammen von dem klugen und klugen Großvater, von der phantasiereichen Mutter, dem naiven und draufgängerischen Vater. Aber die entscheidenden Einbrüche werden dem jungen Leo durch die Tanten anersogen, die seine verwaltete Jugend leiten. Alle Geschwister Tolstoj haben von den beiden Frauen die religiöse Richtung bekommen: das jenseitige russische Gefühl für den einfältigen und demütigen Gottesglauben. Alle Brüder Tolstoj pendeln in ihren Jünglingsjahren zwischen milder Anschauung und tiefer Zerknirschung, zwischen Gut und Böse. Nur bei Leo ist aus diesem Zwielpalt die große Dichtung gewachsen; hat dieser Kampf mit einer grandiosen Asele in einer religiös-sozialen Utopie geadet.

Mit 16 Jahren kommt Tolstoj auf die Universität Kasan. Aus dieser Zeit stammen seine ersten verächtlichen Urteile über den Wert der Wissenschaft, denen wir beim späteren Tolstoj häufig begegnen. 1847 verläßt Tolstoj die Universität; nach außen hin, weil seine Gesundheit geschädigt sei und „häuslicher Umstände halber“; in Wahrheit, weil er erkannte, daß diese Art „Wissenschaft“ ihn mehr hinderte als förderte. Die nächsten Jahre, bis 1851, verbringt er abwechselnd in Jasnaja Poljana (dem ererbten Gut), Petersburg, Moskau, sich betäubend mit Kartenpiel, Schlemmereien, Saad. Dazwischen wird er von Neue gereinigt, lebt monatelang einsam auf seinem Gut, gerade so lange, bis seine wilde Lebenskraft wieder durchbricht. Er bekennet in seinen Tagebüchern: „Ich lebe völlig nieblich, wenn auch nicht ganz ohne Dreffion; fast alle meine Beschäftigungen habe ich aufgegeben, und bin an Geist sehr gefallen.“

Die Reise nach dem Kaukasus macht diesem planlosen Leben

ein Ende; er beginnt zu arbeiten, schreibt die „Geschichte meiner Kindheit“ und einige Novellen; findet Gefallen am militärischen Leben und tritt in die Armee ein. Er wird einer Artilleriebrigade zugeteilt, macht einige Schlachten mit und ist vom Winter 1854 bis Sommer 1855 bei der Belagerung von Sebastopol. Jedoch bereits 1853 reicht er sein Abschiedsgeld ein — verzärtelt über die Zensur, die „Kindheit“ und „Vormarsch“ zusammenstreicht — dessen Bewilligung lange auf sich warten läßt; erst nach Beendigung des Krieges gegen die Türkei verläßt Tolstoj die Armee. Nach seiner Entlassung geht er nach Petersburg, dann nach Moskau, von wo aus er seine erste Auslandsreise antritt. Sie führt ihn nach Paris, wo er bei Eugenie von Verneil, und hier in Paris wird ihm eines der stärksten, aufwühlendsten Erlebnisanteile: er wohnt einer Hinrichtung bei. Die ganze Sinnlosigkeit der Todesstrafe wird ihm bewußt, und noch 20 Jahre später, bei der Niederschrift von „Meine Beichte“, denkt er schauernd und verdammend des geistlichen Mordes. Ueber Geni geht die Reise nach Luzern.

1862 heiratet er die Tochter eines Moskauer Arztes, und wie Lenin, der Feld in „Anna Karenina“, gibt er ihr seine Tagebücher zu lesen, damit sie die ganze „Sündhaftigkeit“ seines bisherigen Lebens kennen lerne.

Seine Ehe läßt sich auf das glücklichste an. Die Frau nimmt an seiner schriftstellerischen Arbeit hingebungsollen Anteil. Sie tut alles für ihn bis Tolstoj's Wandlung von der Theorie in die Wirklichkeit tritt: die Frau der sinnlichen Liebe des Mannes, die Kinder des erbeingesehnen Reichtums zu berauben droht. Von diesem Zeitpunkt an kämpft sie mit allen listigen Frauentmitteln gegen die Idee Tolstoj's, seine Häuser und Boden zu verteilten und das Leben eines Bauern unter Bauern zu führen. Sie und ihre Kinder — außer der jüngsten Tochter, quälen den Mann, indem sie ihn immer wieder in seiner Schwachheit, der tiefen Liebe zur Familie, nach Konzessionen drängen. So werden seine Werke nicht honorarfrei herausgegeben wie Tolstoj will; das Haus bleibt Herrenhaus und die einfachen Stuben, die Bauernkleidung und die Werkstatt des alten Tolstoj werden wie Theaterrequisiten: Schein und Lüge. Alle seine späteren Werke enthalten Spuren von diesem ausichtslosen Kampf gegen die unfaßbaren, nachgiebigen Widerstände der Familie, die seinen Willen erlösen. In der letzten Stunde erst hat Tolstoj diese Mauer durchbrochen.

II.

Die Dichtungen Tolstoj's sind Querschnitte durch das ganze Gewebe des Daseins; sind Schnitte, die die tiefsten psychologischen und gesellschaftlichen Vorgänge freilegen, ohne daß der darin freilegende Blutstrom des Lebens erstarrt. Die Natur scheint alle ihre Kräfte zu offenbaren, der Mensch entbüllt nicht nur diese oder jene Seite seines Lebens: er zetzt sich in seinen einmaligen und persönlichen Eigenschaften wie in seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Menschenart, zu einer bestimmten Rasse als ein gesellschaftlich bedingtes Wesen und zugleich wie ein Stück der Natur. So ergibt sich die Unabänderlichkeit im Ablauf dieser Erblungen. Weil das Leben so und nicht anders ist, weil dieser Mann oder jene Frau kraft des „Gelekes nach dem sie angetreten“ so oder so empfinden, so und nicht anders auf das Schicksal reagieren, so und nicht anders in das Getriebe der Umwelt einzureifen müssen: ist die Tragik ihres Lebens so unanwandelbar. Die Menschen, die in der Dichtung Tolstoj entbüllt, gehen in diesem Kreis wie Getriebene, sind in diesem schrecklichen und wunderbaren Leben wie Gefangene, die nur der Tod befreien kann. Während der Belagerung von Sebastopol — in einer Zeit, in der die Schreden des Todes seine Seele auftrübren — wird die Neigung zu einem religiösen Mystizismus zum ersten Male wach, findet Ausdruck in einem unvollendet gebliebenen und romantisch schwärmerischen Werk „Jugend“. Es folgen die drei Erzählungen „Sebastopol“ im Dezember 1854, im Mai, im August 1855, die von nationalen, fast chauvinistischen Tendenzen durchdringt und doch von einer Größe der Anschauung, einer Wahrheit der Einzelschilderung sind, die weit über die Enge der abeligen Offizierswelt hinausreicht.

„Krieg und Frieden“ (von 1864—69 entstanden) ist das erste jener drei großen Meisterwerke Tolstoj's. Alle politischen Gedanken, alle Lebenserfahrungen, alles Wissen von der Seele des Menschen, von den Gefühlen des russischen Volkes, alle weltanschaulichen Erkenntnisse Tolstoj's aus seinem damaligen Lebenskreis sind in diesem monumentalen Roman verarbeitet. Die Gestalt Napoleons ragt gehört und bewundert im Hintergrund des Wertes. Utopischer und grobartiger ist nie zuvor ein Krieg geschildert worden: gerade weil die

in der Welt, was aber...
wird die äußerste Seite des Daseins —
Nur „Krieg und Frieden“ gibt das große Gemälde: in „Anna
Karenina“, dem folgenden Roman (von 1873-77) ist die Welt
enger, spielen sich die Geschehnisse im kleinen Zirkel einer bestimmten
Gesellschaftsgruppe ab. Dennoch ist in „Anna Karenina“ die
unendliche Welt, Anna und Bronniko, die beiden des Romans, die
lebende Frau, die getrieben von der Unruhe des Geistes, ihre Ehe,
ihre gesellschaftliche Stellung aufgibt und ein erlösendes Leben
in der Einsamkeit auf sich nimmt; Bronniko, der scheinbar aktive, jedoch
zunichter passive Mann; die beiden sind die Hauptfiguren. Die
schicksalhafte Tragik — Tod Annas und Verberben Bronnikos —
erwächst aus dem Zwiespalt Liebe-Ehe.

Wieder ein anderer Ausschnitt der Welt wird in dem letzten
der großen Romane, in der viel später entstandenen „Aufer-
stehung“ durchleuchtet. Tolstois nahe Liebe zu seinem Volk
wird hier am sichtbarsten. Es sind die „Erniechtigten und Beleidigten“,
in deren Kreis der aristokratische Bürger Nekhulow er-
leuchtet, das er am Schicksal der Prostituierten Maslowa schuldig
ist: als Jüngling hat er Katjuša, das Stubenmädchen, verführt
und geduldet, daß es davonzieht. Nun steht dasselbe Mäd-
chen als Prostituierte vor ihm, dem Gelohobenen, der sie schuldig
sprechen soll; um zu büßen heiratet er sie und folgt ihr in die
Verbanntung nach Sibirien.

Zwischen den beiden letzten Romanen lag Tolstois geistige
Revolution: zuerst am Kirchenglauben und dann die Wen-
dung zu seiner selbstgeschaffenen Religion. Er verdammt in dieser
neuen Weltanschauung die Kunst als Selbstverleugung für Nichtstun
aber er liebt Werte von mächtiger poetischer Kraft: Dramen wie
„Die Macht der Fiktion“, „Der lebende Leichnam“ (ein Wert wie „Die Kreuzerfahrt“, dessen tendenziöser
Bestimmtheitsaufwogen wird von der Wahrheit der Seelen-
forschung und der Gewalt seiner melancholischen Stimmung) und er
schrieb vor allem die wunderbaren „Königsräthelungen“, in
denen Tolstois Liebe zu den Einfältigen, sein Glaube an die reinen
Kräfte in einfachen Volk und seine Gestaltungsart — die gleich der
bisthlichen Lebensentwürfe — zu einer wunderbaren Einheit zu-
sammengeschlossen ist.

In Tolstois kämpfen diese beiden Mächte: Demut und
Herrschaft; oder, was der gleiche Gegensatz ist, soziales Ver-
antwortungsgefühl und milde Selbstliebe. Aber über diese Eigen-
schaften hinaus ist Tolstois die dichterische Gabe der Anschauung in
derart hohem Maße verliehen, daß sich ihm die Wahrheit des Le-
bens selbst wider seinen Willen enthüllt.

Mit 50 Jahren ist dieser Mann, dessen körperliche Kraft bei
seiner hohen Alter ungebrochen ist, geistig überföhrt von dem unge-
heuren Ansturm der Lebensbilder, die er geschaut und durchschaut
hat; ist geneigt von der Gefühlserkenntnis, daß das Leben nicht
auf sei. Das Bild von Sais ist ihm entlehnt: er spürt, daß seine
Erfüllung der Sehnsucht gleichsam: er weiß, daß alle die großen
Worte „Kreuzerfahrt“, „Liebe“, „Schönheit“, „Kuhm“, „Freiheit“,
„Güte“, „Kriegerische Selbsterlöschung“ sind. Er hat den Ruhm erstrebt
und der Ruhm war in der Nähe gesehen ein Nichts für eine Tröste.
Er sah vor Schafftopf, daß die Kapiererei nur Erkenntnis der Ge-
fahr ist; Freiheit führt in anarchoische Auflösung, Fortschritt und
Wissenschaft ist ein Verlaube, der nicht einmal glückselig macht.

Den Sozialismus um, soweit er auf historisch materialistischer
Grundlage beruht, verstand er nicht. Die Befreiung von der ma-
teriellen Not, die Erleichterungen der Arbeitsbedingungen ma-
chierte er zu Göttern, nicht weil er eine Gesellschaftsordnung än-
dern mußte, um das Leben ertragbar zu finden. Aber was Tolstois
für Liebe hielt, war Kampf; Kampf gegen die Kirche, weil sie
den Armen im Geiste und den Armen im Fleische betrog; Kampf
gegen die Wissenschaft, gegen die Kunst, Kampf gegen sich selbst,
weil er die Demut und Liebe nicht in sich fand, die er suchte. Aber
seine eifernde Liebe erfüllte bei diesem Mann — der Geld und Gut
die höchsten Ehren der Zivilisation verachtete — das Dasein mit
reichem und unerschöpflichem Inhalt; erfüllte gleichzeitig den
von Kindheit eingemischten Trieb zur Selbsterlöschung und seine
Neigung zum Wirken in der Welt. Sein Ruhmesbedürfnis, ent-
föhnt an Kunst und Menschen, wandelt sich in den Eifer des
Befehlers. Kropotkin — man denke an Savonarola — haben
immer etwas von Tyrannen.

Tolstois kämpfte am härtesten gegen seine eigenen Triebe, fecht
am mächtigsten über sich selbst. Der Achtzigjährige vollbringt, was
er immer für die beweisende Tat hielt: die Trennung von
seiner geliebten Familie. Er verläßt allein sein Haus, um von
allem gelöst für seinen Glauben aus dem modernen Leben zu schrei-
ben. Das Thema ist eine unehrliche Ehefrau und die ganze Tra-
gödie, die daraus entstand. So wurde „Anna Karenina“ begon-
nen. Die Arbeit ging sprunghaft voran; im Sommer konnte Tol-
stois nicht schreiben, da er sich ausschließlich mit ländlichen Arbeiten
und mit sportlichen Übungen beschäftigte. Erst im Herbst wandte
er sich wiederum seinem Werk zu, um den ganzen Winter hindurch
bei der Arbeit zu bleiben, die aber bei weitem nicht so glatt von-
tiefen ging wie die Niederschrift von „Krieg und Frieden“. „Ich
habe meine Anna“, so schreibt Tolstois im März 1876, „über wie

Der „talentlose“ Tolstois

Tolstois große Romane „Krieg und Frieden“ und „Anna
Karenina“ bedeuten zweifellos einen Höhepunkt in seinem literarischen
Schaffen. Die Jahre 1862 bis 1877, in denen der Dichter diese
beiden Meisterwerke schrieb, waren die glückseligste Zeit seiner Ehe.
„Das Tolstois damals vollständig glücklich war, während er an
„Krieg und Frieden“ arbeitete“, sagt der Tolstoisbiograph Gulew,
„braucht man gar nicht zu beweisen; ein Dichter, der in seinem
Familienleben schwereren Stürmen ausgesetzt ist, kann niemals ein
Werk so gigantisch wie dieser Roman zustande bringen, das von
einer friedlichen Stimmung durchdrungen ist. Tolstois selbst fühlte,
daß er sich damals in der Blütezeit seines Schaffens befand. Am
30. Dezember 1862 bemerkte er in seinem Tagebuch: „Ich habe eine
unendliche Fülle von Gedanken. Es treibt mich zum Schreiben, ich
bin sehr gemächlich.“ Dabei waren diese großen geistigen Kräfte
auf einen Punkt gerichtet. „Ich bin jetzt Dichter mit allen Kräften
meiner Seele“, notierte Tolstois weiter, „Ich schreibe und denke nach,
wie ich noch nie geschrieben und nachgedacht habe.“ „Krieg und
Frieden“ ist das Resultat einer fünfjährigen, von unaufhörlicher
Spannung erfüllten Arbeit. Während Tolstois seinen Roman vor-
bereitete, schrieb er unermüdet Studien über die Geschichte der
napoleonischen Zeit. In der Bibliothek von Jasnaja Poljana be-
finden sich mehrere hundert Bände historischer Werke über die napo-
leonischen Kriege. Tolstois war aber von dieser Lektüre keineswegs
befriedigt; er suchte nach den Quellen und ließ 1863 in der „Mos-
kauer Zeitung“ folgende Anrede erscheinen: „Vollständiger Band
der Moskauer Zeitung mit allen Beilagen für den Preis von 2000
Rubel zu kaufen gesucht.“ Es ist unbekannt, ob Tolstois das Ge-
wünschte erhalten hat. Der Dichter charakterisiert sein historisches
Werk mit folgenden Worten: „Was ist Krieg und Frieden?“ Es ist
weber ein Roman, noch eine Dichtung, noch
weniger eine historische Chronik. Krieg und Frieden ist
das, was der Verfasser auszudrücken gewünscht und vermocht hat,
in der Form, in der sich seine Gedanken festhalten ließen.“

Das gewaltige Werk wurde jedoch von der literarischen Kritik
schlecht aufgenommen. Turgeniew schrieb: „Der Roman enthält
wundervolle Seiten. Alle Willkürlichkeiten und alle Beschrei-
bungen sind gut. Die historischen Kommentare dagegen sind nichts
weiter als Romane und Märkchen.“ Tolstois verließ den Leser
durch die Beschreibung des Stiefels des Zaren Alexander und durch
die lebensvolle Darstellung des fahenden Ministers Swerankin in
Stimmen und Bewunderung. Alle Welt staunt, er ferne das aus
persönlicher Anschauung. Man traut ihm, der mit solchen Klein-
heiten vertraut ist, zu, daß er in allem Bescheid weiß. Er kennt
aber nur diese Kleinigkeiten. Ein Kunststück und weiter nichts;
das Publikum fällt über auf diesen Trid herein.“ Bei der nation-
alen Kritik ließ der Roman gleichfalls auf starken Widerstand.
Ein gewisser Alexander Korow, der als junger Redaktör an der
Väterzeitung von Borodino aufgenommen hatte, schrieb: „Ich konnte
den Roman nicht zu Ende lesen, da er mein patriotisches Gefühl
aus tiefste verletzt hat. Das glorreiche Jahr 1812 ist dort wie eine
Seitenblase behandelt.“ Fürst Wajemski, ein Zeitgenosse Puškins,
erklärte: „Krieg und Frieden“ ist ein Protekt gegen die große Zeit
von 1812 und eine Revision des Urteils, das sich im Volke über diese
heroische Zeit der russischen Geschichte gebildet habe. Der Sohn des
Generalgouverneurs Kostofofinski, der beim Eindringen der Fran-
zosen Moskau hatte annehmen lassen; war über die „Berungsimp-
fung seines Vaters“ empört und protestierte gegen die unerschämte
Rückwärtslosigkeit Tolstois“. Aber auch die linkslebende Kritik war
mit dem Roman keineswegs zufrieden. Der Kritiker der liberalen
Zeitschrift „Delo“, W. Berman, erklärte: „Der Roman ist eine Reihe
von empörenden und schmutzigen Szenen, deren tiefster Sinn und
Bedeutung dem Verfasser gar nicht klar geworden sind. Vient man
die militärischen Beschreibungen des Romans, so scheint es, daß ein
beschränkter, aber redenswunder Unteroffizier einem naiven und
autokratischen Publikum von seinen militärischen Eindrücken er-
zählt.“ Der bekannte Kritiker N. Schegunow ging noch weiter
und behauptete, es sei ein Glück, daß Tolstois kein Talent besitze.
Er beschrieb, so heißt es weiter, „das Soldatenleben und mili-
tärliche Operationen. Hätte Tolstois das Talent eines Shakespeares
oder nur das eines Byron, so gäbe es auf der Erde keinen Krieg,
der hart genug wäre, um diesen Schriftsteller mit ihm zu zer-
schmettern. Waren die Meinungen der Kritik, die man heute nicht
ohne Verwunderung lesen kann, abschüssig, so errang „Krieg und
Frieden“ in den Leserkreisen einen um durchschlagskräftigeren Erfolg.

Die Zeit zwischen der Beendigung von „Krieg und Frieden“
und den Anfangsarbeiten an „Anna Karenina“ war durch soziale
Tätigkeit Tolstois ausgefüllt. Der Dichter begeisterte sich für das
Schulwesen und war mit Zusammenstellung eines „ABC für die
Volkschule“ volltätig beschäftigt. Am 19. März 1873 trennte aber
Frau Tolstois ihrer Schwester mittelst: „Gestern hat Leoschen plötz-
lich angefangen, einen Roman aus dem modernen Leben zu schrei-
ben. Das Thema ist eine unehrliche Ehefrau und die ganze Tra-
gödie, die daraus entstand.“ So wurde „Anna Karenina“ begon-
nen. Die Arbeit ging sprunghaft voran; im Sommer konnte Tol-
stois nicht schreiben, da er sich ausschließlich mit ländlichen Arbeiten
und mit sportlichen Übungen beschäftigte. Erst im Herbst wandte
er sich wiederum seinem Werk zu, um den ganzen Winter hindurch
bei der Arbeit zu bleiben, die aber bei weitem nicht so glatt von-
tiefen ging wie die Niederschrift von „Krieg und Frieden“. „Ich
habe meine Anna“, so schreibt Tolstois im März 1876, „über wie

einmal das vornehmlich in Betracht und im Jahre der
von im Mittelalter gewöhnlich war. Es kann also nur an Klein-
denfalls aber steht für aus, wieviel ich, daß ein Mann wie Erwin
von Steinbach, der unserm deutlichen Vaterland eines der herr-
lichsten Gotteshäuser in gotischem Stil schenkt hat, keineswegs
zur Unrecht gerechnet würde, wenn er wirklich ein Langenstein-
bacher wäre.

Langensteinbach

Von Albert Hausenlein, München.

Verstorbene Namen in der Langensteinbacher Gegend
charakteristisch allgemeinen Interesse besagen. In einer Ur-
kunde von 1397 finden wir, die Wägen zu Luchsenbrunnen ge-
nannt, hinter welcher Bezeichnung vielleicht ein Brunnen der bis-
Lucia verborgen ist. Wir hören ferner 1360 von den sog. „Lands-
adler“, und 1473 nennt ein altes Pergament die „Greiner
Luch“, bei der man jetzt Ausgrabungen vornahm, die manchen
Stücken Zeugnisse der Römerzeit aus Licht brachte. Ferner hören wir
von der „Santwag“, die „im Rud am Rim Heinrich, und ander ist
an jungen Ruffen“ gelesen ist. Eine andere, dem Jahr 1584 an-
gehörige Urkunde spricht von „7 morgen 2 ruckten waldt und
egarten im Stainach, zwischen der Muffelbacher markst und Kuffen
Säger adter gelegen.“ Wir lernen ebenda den „sichbüsch“, den
„Reichenspiel“, den „Stabels“ und den „Bernhards büsch“ kennen.
Auch von der „Darsbacher Glamma“, der Darmsbacher Klamm, ist
hier die Rede. Andere Schriftstücke aus weit zurückgelegter Zeit
erzählen uns auch vom „magazin“, von einem Gewann „off der
Sellen“ (d. h. Halde), „off der hochtraub“, vom „Stupfericher waldt“
usw. Es darf bei dieser Gelegenheit vielleicht auch ausnahmsweise
auf die alten Flurnamen aus der Gegend von Kleinfleinbach hin-
gewiesen werden. Da hätten wir zunächst eine Verleugnung, die 1664
unter der Bezeichnung „heim Schlangenberg am Kleinfleinbach“ er-
scheint und wohl eine Erinnerung an die heidnische Götterlehre dar-
stellt, wonach die Schlange als das Sinnbild übernatürlichen Wissens,
oder als Erd-, Feuer- und Wasserheiligtum aufzufassen ist. Im glei-
chen Jahr berichtet eine Urkunde vom „roten grund zu Kleinflein-
bach“. Dieser Platz hat seinen Namen jedenfalls einer alten heid-
nischen Opferstätte erhalten, weil an dieser die Erde von Blut und
Feuer gerötet wurde. Es könnte aber auch sein, daß dieser Name
mit „roten“, oder „Rotuna“ zusammenhängt. Die sog. „Kieshiner
Renovation“ von 1564 nennt eine Gegend bei Kleinfleinbach „auf
der hundstund“. Dieser Name, wie das gleichfalls dort vorkommende
„Hundsloch“ wird von den Hunnen abgeleitet. Der „Schloßbühl“
und der „Weschenbera“ verdienen in gleichem Maße Beachtung, wie
ein Gewann bei Langensteinbach heute noch „Weidenhof“ und „Wes-
chenader“ heißt.

Einige Lunk- und baugeologische Bemerkungen über
Langensteinbach mögen hier eingefreut sein. Mehrfach löst man
beim Durchwandern des Ortes auf in Privatgärten oder öffent-
lichen Bauten eingemauerte Steine, die von der St. Barbaraapelle
genommen sind. In der Spelergasse trägt das Haus des Drebers
Rupp ein vierkantiges Stein eingetaucht, auf welchem die folgende
lateinische Inschrift prangt: TIBI O TRINITAS VIVENTI DEO
UNI ET TRINO HAS AFEDES OBTULIT ELEONORA DESCIO“,
d. h.: Dir, o Dreifaltigkeit, dem lebendigen einsten und drei-
einigen Gott, hat dieses Haus geschenkt Eleonore Descio.“ Es ist
sehr wahrscheinlich, daß dieser räthselhafte Stein von der alten St.
Barbaraapelle stammt; denn „afedes“ bedeutet zwar im allgemeinen
„Haus“, hauptsächlich aber kommt diese Wort als Bezeichnung für
„Gotteshaus“, „Tempel“ und „Kirche“ oder „Kapelle“ vor. Auch die
Trennungstufen des römischen Hauses dürften wohl von der alten
„Barnerkerker“ entnommen sein. „Denn“, so bemerkt Edmund San-
der in seiner Chronik von Langensteinbach“ sehr zutreffend, „zu
einem Bauernhaus werden solche Steine verarbeitet nicht geliefert.“
Aberdem verdient ein alter, schon bearbeiteter Bildstein unsere Be-
achtung, der an der Stelle aufgefunden ward, wo beim Goltshaus
„zum Adler“ die Stupfericher Straße einmündet. Neben einer großen
Lamme hat man ihn, wie Julius Haeber mitzuteilen weiß, wieder-
aufgefunden. „Jetzt dient das durch ein Gitter wohlverwahrte Innere
des Denkmals das Bild unseres Deutschen Kaisers“, heißt es in je-
ner Quelle.

Da wir gerade von baulichen Altertümern Langensteinbachs
reden, darf an dieser Stelle wohl auch eine kurze Bemerkung über
den berühmten Erwin von Steinbach, den Erbauer des
Kleinfleinbacher eingestrichen werden. Während die Wissenschaft
heute auf dem unerschütterlichen Standpunkt steht, dieser große
Baumeister sei der Sohn des Südtüdens Bühl, verteidigte doch noch
im Jahre 1887 Friedrich Wone in seiner Schrift „Die bildenden
Künste im Großherzogtum Baden“ (XVIII. Band, Heft 1, S. 26)
seine Behauptung, die dahin geht, Erwin entstammend die betreffende
Stelle im Vorkant folgen: „Gewöhnlich glaubt man, Erwin sei
von Steinbach bei Bühl im Bistum Straßburg, aber Erwin war
aus dem Bistum Speier, und zweitens kommt der Name Erwin bei

Erstlich war der Aufschwung, den Langensteinbach nahm,
seitdem Martarak Karl Friedrich dem dortigen Bad seine Huld
und seinen Schutz angedeihen ließ. Gar manche bedeutende Per-
sönlichkeit fand sich damals auf Besuch am Hofe des bischöflichen hier
erlauchter Herrscher ein, der bekanntlich das Geleit zur Aufhebung
der Leibeigenschaft in der badischen Landen hier zur Reife brachte.
Einer der hervorragendsten Vertreter des Geisteslebens seiner Zeit
der sich 1784 gleichfalls in Langensteinbach aufhielt, war der in
Zürich geborene Prediger und Schriftsteller Johann Kaspar La-
vater (1741—1801), der tatsächlich ein wirklicher Vater der Ar-
men und Unzulässigen gewesen ist. Zum Beweis dafür, daß seine
Zeitgenossen diesen Mann als eine höchst ideale, die Schwärmer
sogar als eine überirdische, himmlische und göttliche Erscheinung
priesen, mag hier auszusweise ein Bericht Platz finden, den wir
im zweiten Brief eines einst viel geleseften Werthens „Briefe über
eine Reise ins Württembergische“ im „Magazin für Frauenzimmer
auf 1784“ vorgefunden haben: „Nicht lange zuvor hatte Lavater hier
(in Langensteinbach) gepredigt — und zwar, wenn ich mich recht
erinnere, von dem Verhältnisse der Fürsten und Untertanen — und
durch seine Predigt soll er den Entschluß des liebenswürdigen Für-
sten vollends ganz unerlöschlich gemacht haben... Auch er-
lebte ihn der Fürst gar sehr, unterließ sich lange mit ihm, und einer
der Prinzen selbst beehrte ihn nach Forstheim.“ Karl Friedrich,
der in den 60er und 70er Jahren des 18. Jahrhunderts eine Reihe
erlauchter Geister Deutschlands und des Auslandes an sich ver-
sammelt hatte und der Lavater aufs höchste schätzte, konnte freilich
wenn es unbedingt sein mußte und nimmer anders ging, auch höchst
ungemüthlich werden. Dies sollte der Förster Sieck von Langen-
steinbach erfahren, als er sich mit seinem Gesuch um eine Wein-
zulage an den Markgrafen wandte. Der Fürst verbeistete dasselbe
nämlich solandermaßen: „Dem Förster Sieck von Langensteinbach
habt Ihr zu bedeuten, daß ich ihm auf sein Gesuch um Wein gar
keine Antwort mehr gebe, denn er sault viel zu viel, das sehe ich
ihm an seinen 3 Nagen an.“ Carl.“ So wenigstens erzählt uns
Julius Lampadius in seinen „Beiträgen zur Vaterlandsgeschichte“
(Heidelberg 1811, S. 127).

Mit dem Bau der ersten Wasserleitung (1880) und der 1899
eröffneten Bahnlinie, die bei der Station Bubenbach von der Albtal-
bahn abzweigt und das Dorf Langensteinbach der großen Allge-
meinheit erschlossen hat, sind wir in der Gegenwart angelangt. Die
günstige Lage des Ortes, der heute über 2200 Einwohner zählt, am
Knotenpunkt vortrefflicher Straßen, die ins Bina- und Albtal,
nach Forstheim und nach Karlsruhe führen, wie auch der Umstand,
daß Langensteinbach sowohl über Eilwagen und Reichenbach, wie
auch über Kleinfleinbach mittellos und sonder Anstrengung zu Fuß
erzucht werden kann, sichern dem aufblühenden Gemeinwesen, das,
wie wir gesehen haben, auf eine bis auf die Zeiten der Römer zu-
rückreichende Geschichte verabschieden kann, weitlos eine große Zu-
kunft. Wie lange wird es noch anhalten, und es erhebt sich am
Fuße des Hüfels, der die Sankt Barbaraapelle trägt, das, wie
man hört, vom Bezirksrat bereits genehmigte Kurhotel, ein Um-
stand, der eine gewaltige Hebung des Fremdenverkehrs zur natür-
lichen Folge haben wird, wie andererseits auch die Anderrie
das ibrige baau beitragen, durch Errichtung von Fabriken
den hieheren Einwohnern Arbeit und Brot zu geben. Befehlen
am Platz doch bereits die Zweigniederlassung einer Forstheimer
Reifenfabrik, seit 1899 eine Dampfsiegelei und ein Sägewerk, in
welchem auch Kisten hergestellt werden.

Bevor Langensteinbach aber seine alte Kulturhöhe wieder
erlangen haben wird, die es zur Zeit seines Fürstentums im 18.
und 19. Jahrhundert erreicht hatte, damals als der Hof und seine
Gäste sich auf der grünen Bodwiese tummelten, wird vielleicht noch
manche Welle die muntere Vorbach hinabschleiten. Mit der geruch-
losen, alten Zeit wird es dann aber freilich sein Ende ge-
nommen habe, wenn erst Fabriktrinen durch das liebliche Tälchen
heulen und die verdächtigen Benzins- oder Sinsföfde als Traktoren
durch die Gegend raseln und die ganze Umgebung durch ihre Ab-
gase veräthern. Und darum wollen wir noch zu guter Letzt der
Sagen gedenken, die sich um unser altes, liebes Langensteinbach
lassen und uns eben deshalb den Ort in so mildem Licht ersehen
lassen, alsicham Abschied nehmend von der lieblichen Romanik
der Vergangenheit. Es sind nicht allzuwilde Sagen, die sich mit
dem Dorf selbst beschäftigen. Sankt Barbara beanträgt den
Lewenanteil derselben für sich. Immerhin mag eine dieser un-
heimlichen Geistergeschichten zum Abschluß hier wiedergegeben sein.

Ein Langensteinbacher Bauer, der nachts um zwei Uhr von der
Dietenbauer Mühle heimging, sah vom Dreieichenbühl aus im
fernen Felde jemand mit einem Licht wandeln. „Wenn doch der
mit seiner Laterne bei mir wäre!“ dachte der Bauer, und im Nu
stand der Laternenträger, der sich als Gespenst entpuppte, neben
ihm und sprach: „Da bin ich, ich will dir leuchten!“ Er tat dies
auch, führte aber dabei den andern so in der Tre umher, daß sie
erst gegen Morgen um 5 Uhr an dessen Haus kamen. Dasselbst an-
gekommen, forderte der Geist für sein hilfsberechtigtes Leuchten ein
Trinkgeld. Der Bauer gab ihm einen Groschen in die Hand, und
als er sie dabei mit seinem Finger berührte, sichtig dieser augen-
blicklich in Rauch auf. Nun sah der Bauer ein, daß der Wölfe sein
Weggenosse gewesen. Er schlug ein andächtiges Kreuz, und
Sout verwich.